

Silvia Götschi, geboren 1958 in Stans, lebte und arbeitete mehrere Jahre in Davos. Seit der Jugend widmet sie sich dem literarischen Schaffen und der Psychologie. Sie ist leidenschaftliche Kriminalschriftstellerin mit Hang zu den dunklen Abgründen der Seele. Sie hat sich vor allem in der Zentralschweiz einen Namen mit der Kramer-Krimi-Reihe gemacht. Seit 1998 ist sie freischaffende Autorin und Mitarbeiterin in einer Werbeagentur. Sie hat drei Söhne und zwei Töchter und lebt heute mit ihrem Mann in der Nähe von Luzern. Im Emons Verlag erschien von ihr bereits der Kriminalroman «Jakobshorn».

www.silvia-goetschi.com

SILVIA GÖTSCHI

Mattawald

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Im Anhang findet sich ein Glossar.

emons:

*Nur die Lüge braucht die Stütze der Staatsgewalt,
die Wahrheit steht von alleine aufrecht.*
Benjamin Franklin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/NeoVipa
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Irène Kost, Biel/Bienne, Schweiz
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-482-3
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

PROLOG

Trink! Liebes, trink!

Über ihr der Himmel, bleigrau und schwer. Nur sie war da, sonst nichts. Um sie herum alles tot und weiss und kalt.

Und weit entfernt die Geräusche, die sie an den Winter erinnerten, an fröhliche Menschen, das Feiern im letzten Jahr, wo alles noch einigermaßen erträglich gewesen war.

Sie umschloss mit zitternden Fingern das Glas. Nicht sicher, ob der Mut sie verlassen würde, es zu tun. Endlich zu tun.

Die gelblich zähe Flüssigkeit schwappte über den Glasrand, zeitlupengleich, nicht wirklich. Sie hatte noch nie ein solches Getränk gekostet, geschweige denn so eine Farbe gesehen. Es sickerte in ihren Ärmel, tropfte in den Schnee. Sie sah es nicht. Sie spürte nur, wie sie alles an sich spürte.

Wie sie nichts mehr spürte.

Da war dieses Nichts, das allmählich von ihr Besitz ergriff.

Der Winter hatte die Landschaft unter sich begraben. Durch die Baumkronen schimmerte violett der Himmel. Die kurze Dämmerung machte der Nacht Platz. Der Neumond hing als schwarze Scheibe wie ein gelöschter Lampion, von blossem Auge nicht zu sehen. Diese Nächte waren die schwärzesten.

Sie vernahm Stimmen. Sie mussten irgendwo in ihrem Kopf sein. Tief drin, wo schwarze kleine Teufel an die Stirn hämmerten bis hinunter zum Herz. Stimmen und Geräusche tief drin in ihr. Oder draussen in der Nacht, wo ein Tier vielleicht nach Nahrung suchte. Geräusche, die sie nicht wirklich zuordnen konnte, weil sich alles in ihr nach dem Letzten, Endgültigen sehnte.

Und doch Angst davor hatte.

Der Wald war Zeuge, die Lärchen mit ihren orange gefärbten Nadeln, die sich noch immer an die Äste klammerten, als müssten sie der Kälte trotzen oder dem Schnee. Sie fror und wartete darauf, dass es warm wurde. In ihrem Inneren, wo der Saft sich über die Kehle ausbreitete und reflexartig durch die Speiseröhre sickerte, ob sie schluckte oder nicht.

Trink! Liebes, trink!

Die Stimmen kamen näher. Sie sah Schatten vor sich. Schatten im dunklen Schnee der Nacht. Und sie dachte sich Diamanten darauf und silberne Sterne, wie sie sie als Kind gesehen hatte, als kleines Mädchen, als die Welt in Ordnung war. Und später, als sie davon geträumt hatte, Dornröschen zu sein. Von einem Prinzen wach geküsst. Wie er sie auf seine starken Arme nahm und auf sein Pferd hob und davongaloppierte. In der Ferne das Schloss mit den Türmen und dem hellen Schein, der durch die schön geschwungenen Fenster sickerte. Und wie er sie küsste und versprach, immer bei ihr zu bleiben. Sie hatte ihn geliebt und weitergeträumt.

Sie nippte nur am Glasrand. Das Getränk schmeckte bitter.

Nicht so bitter wie das Leben, das hinter ihr lag.

Sie setzte das Glas an die Lippen, kippte es. Ihr Kopf in den Nacken. Sie schluckte und schluckte so viel, dass sie husten musste. Doch sie wollte nicht ausspucken.

Schlucken wollte sie. Jetzt! Hinunter mit dem Gebräu. Es schmeckte scheusslich und brannte in der Kehle. Ihr Magen rebellierte.

Ein Zwang ergriff sie, es wieder auszuspucken.

Dennoch schluckte sie.

Trink! Tu es endlich! Trink!

Sie schrie.

Sie schöpfte nach Atem.

Wollte sich spüren. Es endlich spüren, wie es sich anfühlte, wenn es vorbei war.

Wenn die Gedanken zerfledderten wie der Schnee, in dem sie jetzt lag.

Sie konnte die Diamanten sehen und die silbrigen Sterne. Sie fielen vom Himmel vor ihre Füße. Und wenn sie die Augen schloss und wieder öffnete, stand der Prinz vor ihr. Er hob sie auf sein Pferd.

In der Ferne leuchteten schon die Fenster.

Sie würgte. Ihr Magen zog sich zusammen. Sie hatte Krämpfe, und der Schmerz traf sie gnadenlos. Überall war der Schmerz, und tausend Lichtpunkte tanzten über ihr.

Sie legte sich ins Wintergrab. Die Kälte des Schnees spürte sie

nicht. Da waren nur dieser Schmerz und die traurige Bilanz in ihrem Kopf, alles falsch gemacht zu haben.

Trink! Liebes, trink!

Stirb!

EINS

Mitte Dezember. Nachdem die Landschaft bereits eingezuckert gewesen war, hatte es über Nacht erneut geschneit. Am Morgen lag sie wie unter einem Watteflaum, und jeglicher Laut versank im neuen Tag. Noch immer fielen vereinzelt Schneeflocken.

Ich stand am Panoramafenster in Valerios Wohnung und liess meinen Blick über das Dorf streifen. Auf der Strasse, weit unter mir, mühte sich ein Automobilist mit seinem Wagen ab. Er kam nicht vom Fleck. Beim vergeblichen Versuch, die Strasse hochzufahren, rutschte er zur Seite. Mittlerweile hatte sich eine Menschentraube darum herum gebildet. Ich war wohl nicht die Einzige, der dieses Schauspiel ein Schmunzeln entlockte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn der Fahrer dort unten einer der Touristen war, die sich vor Saisonbeginn hier einfanden. Diese stellten sich einstweilen etwas unbeholfen an, sobald der erste Schnee fiel und die Strassen unter sich begrub. Schwarzräumung war in Davos nicht erlaubt. Gesalzen wurde nur im äussersten Notfall. An den exponierten Stellen wurde Kies ausgestreut. Bereits am Morgen in der Früh hatte ich die Schneeräumfahrzeuge gehört, die mit ihren Schaufeln die Schneemengen von den Strassen schoben.

Ich hatte mich auf den Winter und auf Davos gefreut. Zum ersten Mal seit längerer Zeit erfüllten mich eine gewisse Unbeschwertheit und das süsse Gefühl von Freisein. Ich war zurück an dem Ort, wo ich geboren worden war und wo ich bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr gelebt hatte. Ob es auch ein Heimkehren war, wusste ich noch nicht. Das hing nicht allein von mir ab.

Die Universität in Luzern hatte geschlossen. Ich würde hier genügend Zeit finden, mein Studium der Rechtswissenschaften fortzusetzen und endlich alle erforderlichen Bücher zu lesen, was ich eigentlich längst hätte tun sollen. Mein Freund Tomasz Kandinsky hatte im Sommer den Anwalt gemacht. Jetzt arbeitete er in einer der renommiertesten Kanzleien in Zürich und fand kaum noch Zeit für mich. Einen Vorgeschmack hatte Tomasz bereits während des Studiums bekommen. Der Lerndruck war zwar weg, hatte jedoch

weit gefährlicheren Strapazen Platz gemacht. Jetzt ging es darum, mit den Kollegen mitzuhalten. Er verdiente zwar gut, dafür leistete er viele Überstunden, die er niemals kompensieren würde.

Tomasz hatte mir versprochen, über die Weihnachts- und Neujahrstage nach Davos zu kommen. Darauf freute ich mich. Jetzt hatte ich den Wunsch, unser Liebesnest einzurichten. Mein Bruder Valerio war noch immer in Cancún unterwegs. Neu entdeckte Ruinen nahmen ihn und sein Team in Anspruch. Er würde nicht vor dem Frühling zurückkehren. Die Wohnung hatte er behalten. Ein einheimischer Immobilienmakler hatte nach Vaters Tod das Wohnhaus von der Bank zurückgekauft. Die eigenen vier Wände um mich zu haben, vermittelte mir ein behagliches Gefühl. Mit ein paar Handgriffen würde ich aus der puristischen Einrichtung ein kuscheliges Ambiente zaubern.

Ungern dachte ich daran zurück, als meine Halbgeschwister, Valerio und ich sowie Vaters fünfte Frau Letícia vom Notar eingeladen worden waren. Wir hatten gehofft, dass von Vaters Hinterlassenschaft alle so profitieren würden, wie Vater es zu seiner Lebzeit versprochen hatte. Der Schock war gross gewesen, als sich herausstellte, dass von dem einstigen Cadischen Vermögen nichts als ein paar Bilder zurückgeblieben waren, deren Wert wir zum damaligen Zeitpunkt nicht abschätzen konnten. Keine Liquidität. Vater hatte sich verspekuliert, war aber dreist genug gewesen, immer noch mehr neue Projekte zu planen. Ich war froh, mussten wir nicht irgendwelche Schuldscheine übernehmen. Selbst die Alimamente während meines Studiums waren nicht mehr sicher. Ich war auf Mam angewiesen, was es für mich nicht einfach machte. Ich wohnte noch immer bei ihr, hatte zwar mein eigenes Refugium mit Badezimmer. Aber ich träumte schon lange von meiner eigenen Wohnung. Doch vorerst konnte ich mir diese abschminken.

Seit der Testamentseröffnung im Mai, wo wir die eiskalte Dusche erlebt hatten, gingen wir fünf Kinder einander aus dem Weg. Mein Halbbruder Luzi und seine Frau Sibylle hatten im Mai Zwillingmädchen bekommen. Luzi hatte sich Söhne gewünscht, derweil er unter dem Druck stand, den Stammbaum der Cadischen mit männlichen Nachkommen erhalten zu müssen. Er war da sehr altmodisch.

Einzig mit Valerio blieb ich in Kontakt. Er erlaubte mir, in seinem Appartement zu wohnen. Wie lange ich dort sein würde, das wussten die Götter.

Ich schlug eine alte Davoser Zeitung auf, die seit November in der Küche lag. Ich fand erst jetzt Zeit, darin zu blättern. Den Bericht über eine Feld-, Wald- und Wiesenveranstaltung übergang ich und las ein paar Zeilen über den Ärztekongress, an dem über eine neue technische Errungenschaft in der Chirurgie diskutiert worden war. Ein Porträt einer Davoser Persönlichkeit füllte die nächsten eineinhalb Seiten. Am Rande wurden ein paar Neuigkeiten aus der übrigen Welt erwähnt. Nichts, was meine Aufmerksamkeit auf sich hätte ziehen können. Gegen meine Gewohnheit blieb ich an den Todesanzeigen hängen. Ein Fünfzeiler fiel mir ins Auge. Am oberen linken Rand sass ein Engel ohne Unterleib – eine feine Bleistiftzeichnung. Eine junge Frau war gestorben. Der Name war mir bekannt.

Laraina Vetsch.

Ich war mit ihrer Schwester Ursina in dasselbe Schulhaus gegangen. Sie hatte die vierte Klasse in meiner Parallelklasse wiederholt. Zwischen den Zeilen las ich, dass es sich weder um einen Unfall noch um eine Krankheit gehandelt habe. Lara hatte sich still vom Leben verabschiedet, genauso, wie sie ins Leben getreten war. Nur achtzehn Jahre alt war sie geworden.

Selbstmord, durchfuhr es mich. Fröstelnd legte ich die Zeitung beiseite.

Ich ging ins Badezimmer, wo ich mich unter die Dusche stellte. Ein in verschiedene Farben wechselnder Wasserstrahl bestätigte mir Valerios Hang zur Extravaganz. Vielleicht beglückte er damit seine ständig neuen Frauen. Ansonsten sah es hier eher düster aus. Schwarze Teppiche auf grauem Granit, schwarze Handtücher und Waschlappen. Einzig die futuristische Leuchte, die von der Decke hing, schimmerte in zartem Ocker, und die Spiegel brachen ein wenig den morbiden Eindruck. Auch hier würde ich einiges ändern müssen, damit ich mich in den nächsten Wochen wohlfühlte.

Ich hatte mich mit Dario Ambühl zum Mittagessen verabredet. Kurz nach meiner Ankunft vor vier Tagen hatte er mich angerufen und gleich ein Candle-Light-Dinner vorgeschlagen.

Aber das war mir zu riskant, nachdem er mir im letzten Frühling einige Avancen gemacht hatte. Wenn ich ihm jetzt aber einfach einen Korb erteilte, war es nicht fair, nach allem, was er für mich getan hatte. Ein Mittagessen war okay. Ein Mittagessen würde alles offenlassen im Gegensatz zu einem Nachtessen, das leicht mit einem Schlummertrunk und den absehbaren Konsequenzen in einem fremden Zimmer enden würde. Auf so etwas wollte ich mich erst gar nicht einlassen.

Bleischwer lag der Himmel über Davos, als ich auf die Strasse trat. Meine klassischen Pumps hatte ich in die hinterste Ecke des Kastens verräumt; Yetischuhe waren angesagt. Der Schnee auf den Trottoirs lag bereits fünfzehn Zentimeter hoch, und es schneite weiter. Heftiger wieder. Er verschluckte die Laute um mich herum. Ich lief in Richtung Bushaltestelle. Skifahrer und Snowboarder buckelten ihre Bretter zur Unterführung, die zur Talstation der Jakobshorn-Bahnen führte. Ich nahm mir vor, gleich morgen eine Wochenkarte zu lösen, um auf die Pisten oberhalb Davos zu gelangen. Zudem wollte ich eine Kollegin besuchen, die in der Jatz-Hütte arbeitete.

«Hey, Allegra», rief mir jemand zu. Ich drehte mich um und erkannte Dario. «Du siehst so glücklich aus. Ich hoffe, es ist meinetwegen.»

Ich hatte ihn nicht hier erwartet. «Wie willst du denn sehen, ob ich glücklich bin?»

«Ich habe dich schon eine Weile beobachtet. Ich kenne nur eine Frau, die mit solch einem stolzen Schritt durch den Schnee stapft.»

Ich lachte. «Du Charmeur. Bist du umgezogen, oder warst du auf Besuch?»

«Weder noch, ich wollte dich abholen.»

Dario Ambühl, einst ein Schulkamerad, jetzt Polizist. Ich wusste nicht, wie er es anstellte, dass er noch besser aussah als vor einem halben Jahr. Offensichtlich machte ihm das Tragen seiner Uniform Spass. Neu an ihm war der Dreitagebart, der etwas Wildes, Unbezähmbares vermittelte. Dario umarmte mich und drückte mich dabei so fest, dass ich glaubte, einen Moment keine Luft mehr

zu bekommen. Ich sah nicht nur die Schneeflocken vor meinem Gesicht tanzen.

«Allegra! Mein Herz macht Sprünge. Ein halbes Jahr habe ich auf diesen Augenblick gewartet.»

«Du hättest zum Theater gehen sollen.»

Wir lachten beide etwas zu laut.

Dario hängte sich bei mir ein, und wir marschierten im Laufschrift los.

«Wie lange bleibst du in Davos?»

«Sicher bis nach Neujahr. Ich habe Ferien. Ab Mitte Januar gilt es dann ernst.»

«Im Frühling machst du den Master?»

«Wenn's gut läuft.»

«Das klingt nicht sehr überzeugt.»

Hätte ich zugeben sollen, dass mir das Lernen Mühe bereitere? Ich unterliess es, darüber zu sprechen.

Den Rathausstutz entlang kam ich beinahe ausser Atem. Die kalte Luft kratzte in meinem Hals. Eine Mutter mit zwei Kindern rutschte uns auf einem Schlitten entgegen. Wir wichen ihr mit einem Sprung zur Seite aus.

«Ich habe uns einen Tisch im Enzian reserviert.»

«Im Enzian! Ja, kenne ich. Ich war mit meinem Vater oft dort.»

«Dort gibt es Abartiges zu essen.»

«Affenhirn?» Ich sah in ein erschrecktes Gesicht.

«Nein, aber Kalbskopf und Schnecken.»

«Ich weiss. Ich mag Schnecken.» Ich stoppte. Verschnaufpause.

Dario stiess mich sanft in die Seite. «Schnecken in Kräuterbutter.»

«Kräuterbutter wird mit Knoblauch zubereitet ...» Ich grinste ihn an, während ich an die Nachwirkungen des Verzehrs dachte. «Ja», wiederholte ich lachend. «Ich mag Schnecken.»

Dario blickte mich mit zusammengekniffenen Augen an. «Mensch, Allegra, das verhindert, dass ich dich nach dem Essen küssen kann.»

«Sehr spitzfindig. Wusstest du, dass man die Weinbergsschnecken drei Tage aushungern lassen muss, ehe man sie essen kann?»

«Nein, wusste ich nicht.» Dario zog mich die Strasse hoch.

«Erst wenn sich eine dünne Haut über das Weichteil bildet,

ist die Schnecke geniessbar.» Ich überlegte. «Warum gerade das Enzian?»

«Ich kenne dort den Küchenchef gut. Er stammt ursprünglich aus Goa.»

«Indien. War dort früher nicht das Mekka der Hippies? Mam hat mir davon erzählt.»

Dario verzog seine Lippen. «Im Alter von zwei Jahren kam Mahesh mit seinen Eltern als Flüchtling hierher. Er hat sich vor einem Jahr einbürgern lassen. Du siehst, Davos ist multikulti.»

«Und er kennt sich aus mit der hiesigen Küche? Oder tischt er uns am Ende Curry-Schnecken auf?»

«Das muss ich ihm sagen. Ein Versuch wäre es wert.»

Wir erreichten die Parkplätze beim Rätia-Center. Rechts von uns die Sankt-Johann-Kirche, deren spitzer Turm sich in den Himmel schraubte. Jemand säuberte mit einer Schleuder das Trottoir von Schnee. Dario schubste mich an der Maschine vorbei hinauf zur Promenade. Achtzehnter Dezember, und Davos versank im Winterweiss. Die Luft roch frisch. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und liess die weissen Flocken auf mein Gesicht nieseln. Erinnerungen an die Winter, in denen meine Mam Valerio und mich auf den Schlitten gesetzt hatte, eingepackt in Schaffelle und Daunenanzüge, wenn sie mit uns zum Einkaufen ging.

«Woran denkst du?» Dario fuhr mit seiner Hand über meine Stirn.

«An früher. An ganz früher.» Ich gab mir einen Ruck. «Komm, gehen wir essen. Ich habe einen Mordshunger.» Ich verspürte kein Bedürfnis, mich über die Zeit auszulassen, wo alles unbekümmert und fröhlich gewesen war, wo wir Kinder nichts von den dunklen Seiten unseres Vaters mitbekommen hatten. Dass diese Idylle heute einen tiefen Einschnitt preisgab und ich deswegen vielleicht nie mehr in Davos leben würde, wollte ich nicht zur Sprache bringen.

Das Drama hatte in mir Spuren hinterlassen. Spuren, die ich zu verbergen wusste.

Das Enzian lag an der Promenade und war bekannt für seine unkonventionelle Küche. Mam hatte mir erzählt, dass es früher der ortsansässigen Feuerwehr als Spritzenhäuschen gedient hatte, bis

es 1904 von einer Adelligen gekauft wurde, einer entfernten Verwandten des Kaisers Napoleon, die gesundheitshalber nach Davos habe kommen müssen. Zwei Jahre später hatte die Französin zwei Schaufenster und einen Anbau errichten lassen, als Dank dafür, dass ihre Bronchien gesund geworden waren. Ein Jahr danach hatte sie einen Kochherd in den hinteren Raum eingebaut. Einige Jahre später hatte die Davoserin Elisabeth Gredig die mittlerweile zum angesehenen Haus herausgeputzte Liegenschaft erworben und ein Restaurant eröffnet. Ihre absonderlichen Kochkünste, welche vorwiegend von den Unterländern verzehrt wurden, hatten den Dorfbewohnern zu reden gegeben. Es kursierten Gerüchte, dass der damalige Pfarrer dieser Entwicklung mit Besorgnis entgegengesehen habe, zumal er davon überzeugt war, hier oben in den Bergen etwas von der Unschuld erhalten zu müssen, die den Städtern schon längst abhandengekommen war. Schnecken! Wer ass denn Schnecken?

Weinbergschnecken waren auf dieser Höhe eine Rarität gewesen. Schulkinder hatten sie in ihrer Freizeit gesammelt, um sie Elisabeth zu bringen. Elisabeth hatte ihr Geheimrezept um die Sauce wie einen heiligen Gral gehortet: eine Mixtur aus Butter, Knoblauch und wilden Bergkräutern.

Kurz vor ihrer Pensionierung hatte die Dame das Restaurant für einen überrissenen Preis an einen Einheimischen verkauft. Das Ambiente der goldenen Jahre war etwas verblasst – geblieben waren jedoch die Schnecken in Kräuterbutter.

Wir setzten uns an einen kleinen runden Tisch an das Fenster, das mit aufgesprühten Sternen und Lichtgirlanden geschmückt war. Über die Strasse schob sich eine Blechlawine. Mittendrin der Bus. Die Autos kamen nur langsam vorwärts.

«In der Hochsaison verdoppelt sich die Einwohnerzahl.» Dario folgte meinem Blick. «Davos ist dann ganz in den Händen der Touristen und Saisonarbeiter. Die Einheimischen sind dann nur noch geduldet. Oder sie verkriechen sich in ihre Löcher.» Er sah lachend in die Speisekarte. «Sennenrösti mit Spiegelei ... hättest du auf so etwas Lust?»

«Nein, ich habe mich schon entschieden: auf alle Fälle Schnecken.»

Ein Kellner erkundigte sich nach unseren Wünschen.

Wir bestellten je sechs Schnecken in Kräuterbutter und eine Flasche Chardonnay.

Dario erzählte von seiner Arbeit und davon, was im letzten halben Jahr in Davos geschehen war. Er sei mit vielen kleineren und grösseren Delikten konfrontiert gewesen, allen voran mit einer Messerstecherei zwischen zwei Jugendlichen, die einen der Betroffenen das Leben gekostet hatte. «Du hast sicher davon in der Zeitung gelesen. Es ging durch alle Medien.»

Ich erinnerte mich vage daran. «Ging es nicht um eine Frau?»

«Der eine hat dem andern die Freundin ausgespannt. Das war die Ausgangslage. Die gegenseitigen Sticheleien hatten schon zwei Monate im Voraus begonnen. Niemand hatte bemerkt, was sich da anbahnte. Aber als es eskalierte, wusste es jeder plötzlich besser ...» Dario seufzte. «Man will einfach nicht hinsehen.»

Hätte ich ihn auf die verstorbene Lara ansprechen sollen? Vielleicht hatte man dort auch nicht hingesehen. Ich unterliess es. Ich wollte mir die Unbeschwertheit mit Dario nicht nehmen lassen.

Andauernd ging die Tür auf, und Gäste in Skischuhen trampelten in die Gaststädte. Der Kellner hatte grosse Mühe, sie auf ein andermal zu vertrösten. Er brachte uns den Wein an den Tisch, war aber nicht ganz bei der Sache.

«Wie geht's dir eigentlich mit dem Studium?»

«Heikle Frage.» Ich prostete Dario zu. «Auf dich!»

«Gib zu, dass das Studium dich überfordert.» Darios Schalk in den Augen entging mir nicht. «Du bist nicht der Typ Frau, die ihr Gehirn mit Paragrafen füttert. In dir steckt etwas anderes.»

«Worauf willst du hinaus?»

«Du hast ein Ermittler-Gen in dir.»

Beinahe hätte ich den Wein ausgeprustet.

«Die Davoser Polizei braucht versiertes Personal.»

«Nicht dein Ernst, oder?»

«Ich könnte dich mir ganz gut bei der Polizei vorstellen. Du bist intelligent, hartnäckig und lässt dich nicht unterkriegen.»

«Ich werde mein Studium beenden», sagte ich. «Mit oder ohne Master.»

Der Kellner brachte uns die Schnecken in einem Pfännchen. Sie brutzelten goldbraun unter der Kräuterbutterhaube.

«Na dann, guten Appetit!» Ich tunkte Brot ein.
«Wann bist du denn damit fertig?», fragte Dario mich mit vollem Mund.

«Im Sommer.»

«Ab Herbst wird eine Stelle frei.»

«Mach dir keine Hoffnungen. Ich habe mich daran gewöhnt, in der Stadt zu leben. Hier oben ist mir alles ein wenig zu rückständig und eng. Ich brauche Luft zum Atmen und Möglichkeiten zum Ausgehen. Hier gibt es einzig *die* Hauptstrasse, an der sich alles abspielt.» Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, als ich Darios entsetzten Blick sah.

«Dann hast du das Nachtleben noch nicht richtig kennengelernt. Die besten Clubs liegen *nicht* an der Hauptstrasse.»

Es blieb nicht bei der einen Flasche Chardonnay. Zum Dessert assen wir Zwetschgen in Rotweinsauce. Als wir das Enzian verliessen, waren wir so betrunken, dass wir den Weg zurück nur lachten.

«Soll ich dich nach oben begleiten?», fragte Dario, als wir später vor dem Wohnhaus standen. Hätte einer seiner Kollegen ihn in diesem beschwipsten Zustand gesehen, hätte er bestimmt den Job bei der Polizei quittieren müssen.

«Ich muss hinter meine Bücher», wich ich aus.

«Aber heute Abend kommst du doch ins Postillon. Es ist zurzeit der angesagteste Club in Davos.»

«An einem gewöhnlichen Mittwoch?»

«Warum nicht? Jetzt ist Saison. Der Club ist praktisch jeden Abend gut besucht.»

«Gut, okay, ich verspreche es dir. Um neun bin ich dort.» Ich hielt inne. «Das liegt jedoch auch an der Hauptstrasse ...»

Das Postillon lag in der Nähe des Rätia-Centers, ein Traditionshaus, das seit der dritten Generation von derselben Familie geführt wurde. Das Hotel war schon mehrmals renoviert worden und erstrahlte heute in seinem altherwürdigen Charme. Ein Rundbogen dominierte den Eingang, der rechts- und linksseitig mit Sgraffito verziert war.

Bereits in der Garderobe bekam ich von der Stimmung etwas mit, die im Club herrschte. Irgendein Techno-Remix dröhnte mir entgegen, als ich meine unechte Pelzjacke dem Garderobier überreichte. Ich steckte die Nummer in mein Umhängetäschchen und zwängte mich zwischen zwei älteren Herren mit Schnurrbart in den Saal.

Ohrenbetäubende synthetische Töne und fluoreszierendes Licht empfingen mich. Ein Geflimmer von Rot bis Lila und Leute, die, wie befallen von epileptischen Akutanfällen, auf dem Tanzboden ihre Extremitäten und Köpfe verrenkten. Auf der Bühne ein DJ in seinem Element, der sich genauso grotesk benahm wie sein Publikum. Auf seinem Gesicht haftete ein blödes Dauergrinsen.

Mittwochabend, und die Davoser Jugend im Fieber.

Tomasz hätte ich nie in einen solchen Club gebracht. Er schwärmte von den Konzerten im KKL. Dann scheute er sich nicht, sich in Schale zu werfen. Erst einmal war es ihm gelungen, mich zu überzeugen, dass mir ein Konzert des London Symphony Orchestra auch gefallen könnte. Im letzten Sommer hatte er mich mit zwei Eintrittskarten überrascht. Für ein Konzert von Mahler und Schumann. Tomasz zuliebe hatte ich sogar ein bodenlanges Kleid aus dem Kostümverleih angezogen.

Anstelle der langen Kleider und schönen Anzüge dominierten hier die Miniröcke bei den Frauen und ärmellose Leibchen bei den Männern. Schliesslich wollte man zeigen, was man hatte. Über allem lag der schwere Geruch nach Hitze und Schweiß. Ich selbst hatte mir eine Bluejeans und eine weisse Bluse angezogen und meine grünen Augen mit ein wenig Eyeshadow und Kajal betont. Die schwarzen Haare trug ich offen. Trotzdem kam ich mir fast bieder vor.

Ich erblickte Dario. Er hatte seine Polizeiuniform abgelegt. Verwaschene Jeans und ein saloppes T-Shirt mit Aufdruck unterstrichen sein legeres Auftreten. Wir winkten einander zu. Meine Augen blieben fasziniert an ihm hängen. Als er sich auf meiner Höhe befand, schrie er mich an und gestikuliert, weil es die Lautstärke erforderte. Ich deutete ihm, dass ich dennoch absolut nichts verstand. Der dumpfe Bass malträtierte mein Gehör, und ich war drauf und dran, den Saal zu verlassen. Falls ich gedacht

hatte, mich hier weiter mit Dario zu unterhalten, täuschte ich mich. Dario zog mich auf die Tanzfläche, und wir hopsten genauso wie der Rest der Anwesenden im Viervierteltakt, während Snare jeden Viertel und Hi-Hat den Off-Beat betonte. Die Klangfarben pendelten im metallischen Bereich. Perkussionselemente fügten sich nahtlos ins Rhythmusmuster ein.

Irgendwann machten Sektgläser die Runde. Die beiden Schnauzbärte waren zurückgekehrt und spendierten grosszügig Getränke. Ich vermutete eine Absicht dahinter.

«Rocktime für Grossväter!», schrie ich Dario an und zeigte auf die beiden älteren Herren. Dario erklärte mir, auch mit überhöhtem Dezibel, dass die beiden Männer von einer Fotoagentur und auf Modellsuche seien. «Am zweiten Januar findet hier die Veranstaltung ‹Postillon sucht die Superwoman› statt.»

Zu Darios Leidwesen wünschte ich, eine Pause einzulegen, als der DJ auf Schmusemusik wechselte. Klatschnass setzte ich mich an die hintere Wand, wo wir uns noch zwei freie Plätze ergattern konnten. Während ich eine halbe Wasserflasche leer trank und Dario Richtung Toilette ging, inspizierte ich meine nähere Umgebung. Auch Leute älteren Jahrgangs hatten sich hier eingefunden. Allgemein herrschte eine ausgelassene Stimmung. Es gab welche, die tanzten in den Skischuhen, zwei Mädchen auf dem Tisch vor der Bühne – Tabledance, und die Meute schrie.

Auf einmal sah ich sie.

Ursina Vetsch.

Sie sass zwei Stühle vor mir, hatte ihr Gesicht mir zugewandt und liess sich von einem Typen begripschen. Ob sie mich erkannte, wusste ich nicht. Sie schien ziemlich zgedröhnt zu sein. Etwas war anders, als ich es in Erinnerung hatte. Ihre Mähne war gefärbt. Ihre einstmals hellbraunen Haare hatte sie blondiert. Ansonsten war sie etwas magerer geworden. Die weit auseinanderstehenden Augen blickten ins Leere. Über ihrer schmalen Nase hatte sich eine tiefe Falte eingekerbt. Sie machte den Eindruck, nicht sehr glücklich zu sein. Dies konnte ich einerseits gut nachvollziehen. Andererseits wunderte es mich, sie hier anzutreffen. Ob sie die Traurigkeit auf diese Weise verdrängte? Bei diesem Typen, der doppelt so alt war wie sie und ihr unanständig an die Brüste griff?